

Schlussbild mit Tiefseequalle

Angelika Zacek inszeniert George Bernard Shaws „Frau Warrens Beruf“ am Landestheater

Schleswig. 30 Jahre lang war es verboten, G. B. Shaws 1893 geschriebenes Skandalstück „Frau Warrens Beruf“. Am Landestheater in Schleswig hat es Angelika Zacek jetzt zwiespältig in Szene gesetzt.
Von Jens Raschke



Frau Warren (Karin Winkler) hat keinen Mangel an Verehrern. Foto LT

Ganz am Ende, nach viel Gekreisch, Gemjammer, Gekloppe und Gerobbe, dunkelt die Bühne gnädig ein, Stefan Wunder geht ans Mikro und singt *Wir sind frei* von Blumfeld, während der Videobeamer bewegte Bilder einer Tiefseequalle auf Thyra Uhde wirft, die tatsächlich sehr befreit und tiefenentspannt wirkt. (Thyra Uhde, nicht die Qualle.) Was von Regisseurin Angelika Zacek als poetisch-bitteres Schlussbild gedacht war, kommt leider ähnlich überstrapaziert daher wie so vieles an diesem Abend, der sich nicht recht entscheiden kann, was er eigentlich will: erschütternde Mutter-Tochter-Geschichte oder agitatorisches Gendertheater

mit kapitalismuskritischem Fußnotenapparat. Letzterer wird von den Figuren immer wieder an besagtem Mikrofon in den Zuschauerraum posaunt, sei es in Form von prägnanten Textstellen oder privaten Anekdoten aus der Welt der (ver)käuflichen Liebe. Um die geht es nämlich auch in G. B. Shaws Skandalstück *Frau Warrens Beruf*.

Kitty Warren hat es zu etwas gebracht. Womit, das weiß zumindest ihre Tochter Vivie noch nicht, war sie selbst doch zu sehr mit dem Universitätsstudium beschäftigt. Ein moderner, diskursfreudiger Wildfang ist aus ihr geworden, sexuell selbstbestimmt, trotz einer Affäre mit Pastorensöhnchen Frank. Auch Mutti Kitty kann sich über mangelndes männliches Interesse kaum beklagen: Da ist ihr Geschäftsfreund Sir George Crofts und sogar Franks Vater, der Reverend Samuel Gardner, scheint einmal das eine oder andere Stelldichein mit ihr gepflegt zu haben. Als Kitty schließlich offenbart, dass sie als „Sexarbeiterin“ und Puffmutter zu Geld gekommen ist, reagiert Vivie erschüttert. Nur allmählich kommt es zu einer Annäherung zwischen Tochter und Mutter.

Regisseurin Angelika Zacek hat sich von ihrer Ausstatterin Indra Nauck ein abstraktes Bühnenbild entwerfen lassen: Längliche, luftgefüllte Stoffsäcke baumeln vielsagend phallussymbolisch von oben herab. Dazwischen suchen die Schauspieler nach ihren Figuren: Karin

Winkler stattet ihre Frau Warren mit reichlich pragmatischem Schmiss aus, explodiert dann aber so plötzlich, dass einem angst und bange wird. Thyra Uhde stellt ihre Vivie wacker und burschikos bevorzugt an die Bühnenrampe und lässt dennoch genügend Raum für die emotionalen Sollbruchstellen, die Shaw ihrer Rolle eingeschrieben hat.

Und die Männer? Allesamt Karikaturen. Jürgen Böhm speichelt seinen Crofts mehr, als dass er ihn spielt. Uwe Kramer legt den dubiosen Reverend so gestenreich und ruppig an, dass es beinahe schon hilflos wirkt. Daniel Ratthei als Frank gelingt es noch am ehesten, seiner Figur mehr als nur eine Dimension zu verleihen. Stefan Wunder schließlich darf den einzigen sympathischen Herren spielen, Hausfreund Praed, der aber nur deswegen so nett ist, weil er ein Künstler und möglicherweise schwul ist. Tja. Der Geschlechterkampf geht weiter.

■ Nächste Vorstellungen: 22. April (Husum), 23. April (Heide), jeweils um 20 Uhr.

KULTURGUT

Wer folgt auf Simon Rattle?



Von Christian Strehk

Alle Welt bleibt gespannt, wen die „Orchesterrepublik“ Berliner Philharmoniker als Nachfolger von Sir Simon Rattle zu ihrem Chef am Pult ausruft. Während Solo-Oboist Albrecht Mayer im Deutschlandradio Kultur den ohnehin aussichtsreichen Kandidaten Christian Thielemann bereits in den allerhöchsten Tönen als genialen Begleiter (die höchste Tugend eines Dirigenten ...) und Gestalter preist, bleibt das Feld von Altmeistern wie Daniel Barenboim bis zu Senkrechtstärtern wie dem Kanadier Yannick Nézet-Séguin offen.

Wo Deutschlands unbestritten führendes Orchester derzeit steht, konnte man jüngst bei den Osterfestspielen in Baden-Baden nachvollziehen, wo sich die Berliner mehrwöchig als Residenzensemble auch auf Opernterrain tummelten. Da bot sich ein zugleich faszinierendes wie irritierendes Hörbild. Rattle hatte sich konzertant Hector Berlioz' oratorische Opersplitter *La Damnation de Faust* vorgenommen. Die Philharmoniker verwandelten die irrlichternde französische Partitur in ein unendlich reiches, in den Registern perfekt abgestimmtes und in der Klangregie und den Lautstärkeabstufungen phänomenal gestaffeltes Kaleidoskop aus Laserstrahl-Reflexen und Pastellfarben.

Was konnte da überhaupt fehlen? Nun, es fehlte im Festspielhaus an urwüchsiger Kraft, an satter Grundierung im Register der tiefen Streicher und des schweren Blechs. Es fehlte an Dämonie, überwältigendem Charakter. Die Berliner sind ganz sicher eines der allerelegantesten und sportivsten Klangkörper der Gegenwart. Aber, der Vorwurf ist nicht neu, man kann sie in ihrem globalisierten Osterspaziergang-„Sound“ partout nicht mehr unterscheiden von der Top-Konkurrenz in den USA, England oder Japan.

Wäre da nicht die grandiose Mezzosopranistin Joyce DiDonato als maximal berührende und stimmlich überwältigende Marguerite gewesen – die zügige Aufführung wäre an einem vorbeigerauscht wie das Flüsschen Oos oder einer der hochglanzpolierten Ferraris vor dem Casino des Kurparadieses. Denn auch Rattles Sängerwahl – mit dem schönstimmig-blassen, im Berlioztypischen „Voix mixte“-Höhenregister technisch überforderten Charles Castronovo als verdammtem Faust und dem allzu ungefährlichen Kavaliersbariton Ludovic Tézier als Méphistophélès – bezeugte die reine Lust an apollinischem Oberflächenglanz.

Dass Rattles gewandt, aber oft zu geradeaus singende Ehefrau Magdalena Kozena dem Octavian im *Rosenkavalier* Teile der burschikosen Mezzo-Palette würde schuldig bleiben – geschenkt. Zumal es sich nicht leicht besteht neben der stimmlich fabelhaft üppigen sowie überragend verletzlich gestaltenden Spitzensängerin Anja Harteros, der erstaunlich feinjustiert textverstehend leuchtenden Sophie von Anna Prohaska oder dem vitalen Ochs von Peter Rose.

Auch die unterkühlte und in karnevalischen Massenszenen unaufgeräumt wirkende Inszenierung, die Brigitte Fassbaender direkt nach ihrem konzisen Kieler *Oegin* in den blässlich zwischen Einst und Heute changierenden Bildern von Erich Wonder arrangiert hatte, verhalf dem zappeligen mädchenhaften Octavian nicht unbedingt zu tiefschürfender Charakterstärke.

Und die Berliner Philharmoniker? Die begeisterten mit einem quickelebendigen, ja geradezu quecksilbrigen Richard-Strauss-Pulsieren voller phantastischer Solo-Leistungen und scharf fokussierter Effekte. Aber auch diese Tugenden stimulierten letztlich leider nur die Hirnregion, nicht die Magengrube. Im kommenden Jahr muss das unbedingt anders werden: Dann dirigiert Rattle bei den Osterfestspielen in Baden-Baden Wagners *Tristan*.

Kunsthalle Kiel: Wosiks Vision vom Weltall

Von Maren Kruse

Kiel. Gregor Wosik steigt vom Gerüst im lichten Ausstellungsraum und reicht uns zur Begrüßung die Hand. Nicht zu übersehen, sein akuter Bedarf an blauer Acrylfarbe. Der Street-Art-Künstler, der seit zwei Wochen in der Kunsthalle an monumentalen Wandbildern arbeitet, lässt den Betrachter in seiner fünfteiligen Arbeit direkt in das Sternblau der Milchstraße und auf die gute alte Erde schauen.

Wosik ist einer von 13 Künstlern der Ausstellung unter dem Titel *Playing Future*, die künstlerische Zukunftsvisionen präsentieren will, die, wie Direktorin Anette Hüsch sagt, „immer wieder spielerisch formuliert werden“. Der 60-Jährige aus Mönchengladbach, in der internationalen Szene der Straßenmaler bekannt für seine phantastischen dreidimensionalen Welten, ist einer, der den Betrachter zum Komplizen seines Spiels macht.

Im großen weißen Raum des Neubaus füllen seine coolen Weltraumbilder auf Wand und Boden eine Fläche von insgesamt 120 Quadratmetern. Kein Problem für Wosik, er sei ja schließlich „Weltrekordjäger“. Sein jüngster Eintrag ins Guinness-Buch datiert 2012, als er in Wilhelmshaven einen Platz in der Innenstadt mit einer Fläche von 1570 Quadratmetern in eine Flusslandschaft mit Arche verwandelte.



Fenster ins All: Der Street-Art-Künstler Gregor Wosik lässt sich heute vom Publikum befragen. Foto Weber

In Kiel geht der Blick in unendliche Weiten, in die der Betrachter durch ein riesiges Fish-Eye schauen kann. Wie Fenster einer Raumkapsel nehmen sich die kurvigen Bilder aus „Handys raus“ – im Museum eigentlich nicht die gängige Aufforderung, bei Wosik darf man sie zücken und in die Welt schicken. „Ist ja schließlich vergänglich“, sagt der

Mann, der in seiner polnischen Heimat als junger Fußballprofi Malen und Zeichnen als ruhigen Ausgleich zum Sport schätzte. Im Selfie macht seine illusionistische Malerei so richtig was her. Im Vorfeld der Eröffnung am Sonntag, 26. April, lädt die Kunsthalle schon jetzt ein, am Aufbau teilzuhaben. Heute um 18.30 Uhr steht Gregor Wosik zum

Künstlergespräch zur Verfügung; weitere Einblicke gibt es eine Woche später am 20. April mit Max Sudhues und am 22. April mit Julian Charrière.

■ Kunsthalle Kiel. Heute, 18.30 Uhr, Künstlergespräch mit Gregor Wosik. Begrenzte Teilnehmerzahl; Karten sind heute ab 17 Uhr an der Museumskasse erhältlich.

Sänger Percy Sledge an Krebs gestorben

Baton Rouge. Percy Sledge, Sänger des Welthits *When a Man Loves a Woman*, ist tot. Der Sänger starb am Dienstagmorgen (Ortszeit) in seinem Haus in der Stadt Baton Rouge im US-Bundesstaat Louisiana, wie sein Manager bestätigte. Sledge war 74 Jahre alt. „Percy hat seit einem Jahr gegen den Krebs gekämpft“, sagte sein Manager.

Sledge wuchs im Südstaat Alabama auf und arbeitete zuerst auf den Feldern um seine Heimatstadt Leighton. Schließlich wurde er Krankenpfleger, in seiner Freizeit sang er. Ein Patient stellte ihn einem Produzenten vor – und der nahm mit ihm 1966 den Song *When a Man Loves a Woman* auf. Der Legende nach hatte Sledge das traurige Lied geschrieben, weil seine Freundin ihn gerade verlassen hatte. Die Ballade wurde sofort ein Erfolg. Sie wurde die Nummer 1 in den USA und auch in Europa und anderen Teilen der Welt ein Hit.

Rasanter Wandel und neuer Rückschritt

Xifan Yang stellte im Chinazentrum der Universität ihr literarisches Debüt vor

Von Sabine Tholund



Zu Gast in Kiel: Die Journalistin und Schriftstellerin Xifan Yang. Foto Weber

Kiel. Eine defekte Heizung im Literaturhaus sorgte am Montag für einige Turbulenzen im Vorwege der Lesung von Xifan Yang. Mit der in Deutschland aufgewachsenen Chinesin, die seit 2011 als Korrespondentin für deutsche Medien in Shanghai lebt, konnte Gastgeber Wolfgang Sandfuchs kurzfristig ins Chinazentrum der Universität ausweichen. Vor gut gefülltem Hörsaal stellte die Autorin ihr literarisches Debüt vor, das einen Blick auf das China im Wandel des 20. Jahrhunderts wirft.

Als die *Karpfen fliegen lernten* ist ein dokumentarisches Buch. „Ich wollte die Geschichte meiner Familie erforschen“, erzählt die 26-Jährige, die sich als Kind für ihr Heimatland schämte. „Ursprünglich wollte ich nie wieder nach China zurück. Es erschien mir schmutzig und rückständig.“ Als sie jedoch 2006 nach Jahren der Abwesenheit ihre Großeltern besuchte, haben die Veränderungen im Land sie „umgehauen.“ Um diese rasante Entwicklung zu verstehen, hat die studierte Psychologin sich auf Spurensuche begeben. Im Zentrum ihrer Recherche steht ihr Großvater, Patriarch einer weit verzweigten Familie. „Er ist ein sehr besonderer

Charakter und zudem der einzige von uns, der 82 Jahre China erlebt hat.“

Herr Peng hat einen liebenswerten Tick: Er hat sich eine zweite Identität zugelegt – Trost spendendes Mitbringsel aus Zeiten politischer Verfolgung während der 60er Jahre. Wenn er sich in diese Figur zurückzieht, ist der gelernte Journalist ein Musiker. Dann summt er seine selbst geschriebenen Lieder, die so gut sind, dass er im Alter um ein Haar in Chinas größter Castingshow aufgetreten wäre. Heute ist Herr Peng mit seinem Leben zufrieden und stolz auf sein Land. Das war nicht immer so. „Weil er stets sagte, was er dachte, ermit-

telte die Partei gegen ihn.“ Es folgten 20 Jahre Zwangsarbeit, öffentliche Demütigungen und Folter.

Authentisch sind die Schilderungen seiner Enkelin, die sich im zweiten Teil des Buches der Aufbruchstimmung im China nach der Kulturrevolution widmet. Es gibt Mode, westliche Musik, den Hauch von Gedankenfreiheit. Von ihrer Mutter erzählt Xifan Yang, die sich als erste Studentin in Shanghai einschreiben durfte, und von Demonstrationen gegen die Partei, die 1989 im Massaker auf dem Platz des Himmlischen Friedens gipfelte. Seit 2009 zählt China zu den größten Wirtschaftsmächten der Welt. Eine Tante der Autorin, die einst gegen die Partei demonstrierte, lebt jetzt an der Seite eines Politfunktionärs, ihr Großvater hat sich als „postkommunistischer Patriot“ eingerichtet. Mit Befremden beobachtet die kritische Journalistin, wie es politisch in China „wieder rückwärts“ geht. „Viele landen wieder in Gefängnissen, ich fühle mich heute manchmal an die Zeit der Kulturrevolution erinnert.“ Und so handelt ihr Buch auch von einem gespaltenen Verhältnis zu China, das sie mit vielen ihrer Landsleute teilt. „Man kann mehrmals im Leben die Seiten wechseln. Diese Ambivalenz sehe ich in vielen Lebensläufen in China.“